

20.03.2026

Pioneer Foundation: Journalismus neu denken

Margareta Kosmol

Wenn Journalismus ins Exil gehen muss

„Eins, zwei, drei – Armeel!“, rufen die Schüler lachend in die Kamera. Es ist ein Abschiedsfoto. Kurz darauf wird einer von ihnen zur russischen Armee eingezogen, um im Krieg gegen die Ukraine zu kämpfen.

Der Lehrer Pawel Talankin arbeitet zu diesem Zeitpunkt an einer Schule in der russischen Stadt Karabasch. Nach Beginn der russischen Invasion erhält er einen neuen Auftrag: patriotische Schulveranstaltungen organisieren und dokumentieren. Was zunächst wie eine gewöhnliche Verwaltungsaufgabe wirkt, wird später zu einem außergewöhnlichen journalistischen Dokument.

Aus Talankins heimlich gesammeltem Videomaterial entsteht der Film „Ein Nobody gegen Putin“ des dänischen Regisseurs David Borenstein. Der Film gewinnt beim Sundance Festival einen Preis und wird für den Oscar nominiert.

Borenstein beschreibt die Funktionsweise russischer Propaganda mit einem bemerkenswert klaren Satz: „Propaganda in Russland versucht nicht zu überzeugen. Sie will dich brechen. Sie will, dass du aufhörst zu glauben, dass Wahrheit überhaupt existiert.“

Dieser Gedanke verändert auch die Perspektive auf den Journalismus. Wenn Propaganda nicht mehr darauf abzielt, Menschen zu überzeugen oder zu informieren, sondern vor allem psychologisch wirkt, verändert sich auch die Aufgabe journalistischer Arbeit? Fakten allein scheinen dann nicht mehr auszureichen. Journalismus muss andere Formen finden – emotionaler, dokumentarischer, persönlicher.

Der Journalist wird weniger zum neutralen Beobachter und häufiger zum Zeitzeugen. Distanz wird zur Voraussetzung der Wahrheit.

Diese Entwicklung steht in einem größeren Zusammenhang. Unabhängige Medien gehören zu den wichtigsten Fundamenten moderner Gesellschaften. Gleichzeitig stehen sie weltweit unter wachsendem Druck. Besonders deutlich zeigt sich das in autoritären Staaten. Dort ist freier Journalismus vielerorts systematisch zerstört worden: ausländische Finanzierung wird verboten, Zensur ausgeweitet und staatliche Propaganda massiv ausgebaut.

Journalistinnen und Journalisten arbeiten unter Bedingungen, in denen jeder Versuch, Missstände öffentlich zu machen, gefährlich werden kann. Talankins Film macht diese Realität sichtbar. Gleichzeitig wirft er eine schwierige ethische Frage auf. Kinder und Lehrkräfte der Schule werden gefilmt, ohne zu wissen, wie das Material später verwendet wird. Formal existiert zwar eine Zustimmung, allerdings nur für staatlich gewünschte Propagandaufnahmen. Die Kamera durfte eingesetzt werden, weil sie Teil eines offiziellen Schulprojekts war. Doch sobald das Material Russland verlässt, verändert sich die Situation radikal. Aus dem offiziellen Dokumentaristen wird plötzlich ein Verräter oder ein sogenannter „ausländischer Agent“. Genau das geschieht. Nach Fertigstellung des Films muss Talankin Russland überstürzt verlassen, um einer möglichen Haftstrafe von bis zu 25 Jahren zu entgehen.

Die russischen Behörden problematisieren nicht die militärische Indoktrination von Kindern oder den Tod junger Menschen im Krieg. Entscheidend ist allein, dass jemand es wagt, das System öffentlich infrage zu stellen. Dieser Mensch soll möglichst schnell zu einem „Nobody“ werden, oder im schlimmsten Fall ganz verschwinden.

Der Film zeigt eine Wahrheit, die für jede menschliche Gesellschaft notwendig ist. Damit stellt sich eine unangenehme Frage: Muss sich Journalismus an politische Systeme anpassen – oder verliert er sonst die Fähigkeit, überhaupt noch Wahrheit sichtbar zu machen?

Propaganda verändert den Raum, in dem sich Informationen verbreiten. Wenn Wahrheit systematisch relativiert wird, stößt klassischer Journalismus an seine Grenzen. Reporter können dann nicht mehr nur berichten. Sie müssen bezeugen, was geschieht.

Die Aussagen vieler russischer Bürger, die im Film und in Interviews erscheinen, zeigen zugleich die psychologische Wirkung dauerhafter Propaganda: „Ich kann hier sowieso nichts ändern.“ „Unser Schicksal ist es, zu leiden.“ „Ja, der Krieg ist schrecklich, aber die ganze Welt ist kaputt.“ Hier zeigt sich selten offene Zustimmung zur Gewalt. Stattdessen etwas Leiseres, und vielleicht Gefährlicheres: moralische Abstumpfung. Verbrechen werden nicht aktiv gerechtfertigt, sondern so lange relativiert, bis moralische Urteilskraft erschöpft ist. Wenn überall alles gleichermaßen schlimm erscheint, verliert auch das konkret Benennbare seine Bedeutung.

Die vielleicht tiefste Diagnose lautet daher: Kontrolle funktioniert am besten, wenn Menschen aufhören zu glauben, dass die Zukunft besser werden kann. Hoffnungslosigkeit wird zu einem politischen Instrument.

Gerade unter solchen Bedingungen verändert sich auch die Aufgabe des Journalismus. Er kann nicht mehr nur Fakten liefern. Seine Aufgabe wird es, Erfahrungen sichtbar zu machen, Realität zu bezeugen und Öffentlichkeit dort zu schaffen, wo sie systematisch zerstört wird. Zugleich erzwingen Sicherheitsrisiken immer häufiger die Produktion journalistischer Inhalte im Ausland. Berichterstattung überschreitet nationale Grenzen. Journalismus wird transnational. Dabei entsteht ein paradoxes Bild: Während lokale Berichterstattung, gerade im Zeitalter künstlicher Intelligenz, wieder an Bedeutung gewinnt, weil physische Präsenz Vertrauen schafft, wächst gleichzeitig eine Form des Journalismus, die räumlich weit entfernt von ihrem eigentlichen Berichtsgebiet arbeitet. Journalismus entsteht fern der Zielgruppe und oft auch fern der eigenen Heimat.

Ähnliche Entwicklungen zeigen sich bei unabhängigen russischen Redaktionen, die ihre Arbeit heute aus Städten wie Riga, Berlin oder Vilnius fortsetzen. Während investigative Projekte Missstände von innen sichtbar machen können, sichern Exilmedien das langfristige Überleben einer unabhängigen Öffentlichkeit von außen.

Talankins Projekt ist dafür ein Beispiel. Das Material wurde im Ausland verarbeitet, der Film außerhalb des repressiven Systems produziert. Exiljournalismus ist deshalb keine Ausnahme mehr.

In einer Zeit, in der Wahrheit politisch bekämpft wird, verändert sich auch Journalismus. Und er entsteht immer häufiger dort, wo er überhaupt noch möglich ist – fern der Heimat.